

## Leben im Spiel der Kontingenzen

Was möglich ist, kommt vor

Elisabeth List

**Elisabeth List**, \* 1946, St. Veit an der Glan (Kärnten). Elisabeth List ist a.o. Professorin für Philosophie an der Karl-Franzens-Universität Graz. Sie absolvierte das Studium der Philosophie, Geschichte und Soziologie in Graz, Konstanz und Berlin. Promotion 1971, Habilitation 1981.

Elisabeth List ist seit 1995 Leiterin der Arbeitsgruppe "Theorie, Kultur und Kritik" – Theorie der Kulturwissenschaften unter Berücksichtigung der interdisziplinären Kulturforschung am Institut für Philosophie; seit Jänner 1998 Leiterin der Arbeitsgruppe Kulturwissenschaften der Geisteswissenschaftlichen Fakultät an der KFUG; seit 1999 Vorstandsmitglied der Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Deutschland, AGPD.

Ihre Arbeitsschwerpunkte umfassen Wissenschaftstheorie, Theorie der Sozial- und Kulturwissenschaften, Gesellschaftstheorie, Feministische Theorie, Theorien des Lebendigen und Philosophische Anthropologie, insbesondere Theorien der Leiblichkeit und Grenzerfahrungen der Leiblichkeit (Krankheit, Behinderung).

### *Publikationen (Auswahl)*

- *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik (Hg)*, Frankfurt am Main 1989
- *Die Präsenz des Anderen. Theorie und Geschlechterpolitik*, Frankfurt am Main 1993
- *Grundlagen der Kulturwissenschaften. Interdisziplinäre Kulturwissenschaften*, Stuttgart 2004
- *Vom Darstellen zum Herstellen. Eine Kulturgeschichte der Naturwissenschaften*, Weilerwist 2007
- *Ethik des Lebendigen*, Weilerwist 2009
- *Grenzen der Autonomie (Hg. Mit Harald Stelzer)*, Weilerwist 2010



Elisabeth List  
<http://www.uni-graz.at/elisabeth.list/>

## Leben im Spiel der Kontingenzen

Was möglich ist, kommt vor

Es ist üblich geworden, vor allem im Bereich der Kunst, dem Betrachter, dem Publikum eine Erklärung für Sinn und Zweck des eigenen Werks zu verweigern. Was es bedeutet, spreche aus dem Werk selbst. Gibt es da wirklich nichts zu sagen? Dazu, was und wie wir es machen, wenn wir ein neues Kunstobjekt schaffen, etwas erfinden? Eine Antwort wird dadurch erschwert, dass nicht klar ist, wonach da eigentlich gefragt ist. Ja wonach? Im Normalfall versucht man, Dinge oder Ereignisse zu erklären, indem man nach allgemeinen Ordnungsprinzipien, nach allgemeinen Mustern fragt. Man versucht also, sie bereits Bekanntem zu- oder unterzuordnen. Das ist der Weg der Wissenschaften und der Philosophie. *Genau das ist aber nicht möglich, wenn man etwas Neues schaffen will.* Das Besondere des Neuen besteht ja gerade darin, dass es sich bereits Bekanntem nicht einordnet. Das Neue ragt hinein in den Bereich des Kontingenten, des Offenen. Damit etwas Neues entsteht, muss diese Offenheit allerdings eine bestimmte Richtung haben, ansonsten wäre es ja beliebig. Wie geht man da vor? Wir brauchen eine Suchstrategie, eine Heuristik des Neuen, eine Erkundung, eine Spurensuche im Raum des Möglichen, ein Abtasten nach Wünschbarem, nach neuen Weisen des Ansehens, des Hörens, des Spürens. Diese Suche bewegt sich im Raum der Kontingenz. Suche ist immer Bewegung, und wenn diese Bewegung nicht die Bewegung einer Maschine ist, die sich errechnen lässt, ist sie kontingent. Was sagt das? Zuerst also ist zu fragen: Was ist "Kontingenz"? Am schönsten sagt es Ludwig Wittgenstein und in größter Klarheit in einer einfachen Formulierung: Kontingent ist alles, was möglich ist. Wittgenstein sagt: "Was möglich ist, kommt vor". Damit versetzt uns Wittgenstein ins offene Meer vergangener, gegenwärtiger und künftiger Ereignisse und Vorkommnisse, in dem es für uns keinen Halt gibt, und deshalb oft grenzenlose Verunsicherung. Das muss nicht unbedingt passieren. Es kann so kommen, aber es kann auch anders kommen. Es kann vorkommen, wenn wir nicht verankert sind im aktuellen Hier und Jetzt, dem wir ver-

suchen, durch die Reise im Offenen, im Kontingenten eine neue Gestalt zu geben. Das heißt, das Kontingente ist nicht das Offene schlechthin. "Contingere" heißt "berühren". Das Kontingente ist demnach das, was uns zustoßt.

Um die Richtungen auszumachen, wo, in welchen Konstellationen, Situationen und Phasen Kontingenz im menschlichen Leben vorkommt, beginne ich mit einer Übersicht von Kontingenzen im Lebensverlauf:

1. Anfangen
2. Ankommen
3. Wachsen ins Offene
4. An Grenzen stoßen

### I Anfangen

Wann haben wir angefangen, angefangen zu leben? Irgendwann und irgendwo sind wir zur Welt gekommen. Wir können uns nicht erinnern. Unsere allerersten Erfahrungen und Erinnerungen sind umrankt von Geschichten, die man uns erzählt hat, von Ereignissen der Geburt, des Hineingeratens in das Gewebe unserer ersten Beziehungen, in das umgebende Tun der Menschen um uns.

Die Wissenschaft, Forschungen zur Frühgeschichte des Menschen und zu den Ursprüngen von Leben geben genauere Auskünfte. Ein Datum der Geburt des Menschen ist nicht so einfach festlegbar, wie das in der biblischen Schöpfungsgeschichte geschieht. Wir wissen heute, dass die Entwicklung zum Homo sapiens sapiens einen Zeitraum von mehr als eine Million Jahre umfasst und dass die Genealogie und die Erforschung dieser Genealogie der vormenschlichen Phasen der Entwicklung zum homo bis heute nicht abgeschlossen ist. Die zeitgenössische Evolutionsbiologie verlegt das Fragen nach dem Anfang noch einen weiten Schritt zurück in die Geschichte des Lebendigen. Sie fragt nach der Entstehung der Urelemente den komplexen Formen lebendiger Arten, wie wir sie im Blick auf die Evolution vor uns haben: Eine Vielzahl von Formen des Lebendigen, von Organismen, die über große Zeiträume Bestand haben, weil sie fähig sind, sich zu erhalten und zu entfalten, insbesondere aufgrund ihrer Fähigkeit, sich selbst zu reproduzieren. Eben diese Fähigkeiten sind es, die aus stabilen Gefügen biochemischer Strukturen lebendige Individuen machen. Der Ort, an dem sich diese erstaunlichen Fähigkeiten zunächst manifestieren, ist die Zelle. Organismen setzen sich aus Milliarden von Zellen zusammen.

Der Weg von der Zelle zum Organismus ist unabsehbar lange. Alle Deutungen und Vermutungen zum Prozess der Zellbildung und damit zur Entstehung von Leben haben eines gemeinsam: Sie sprechen von Prozessen von höchst geringer Wahrscheinlichkeit. Höchst unwahrscheinlich ist, dass sich molekulare Verbindungen zusammenschließen, die ein Potential zu ihrer Selbsterhaltung entwickeln. Und eben dies ist die Voraussetzung für die Entstehung von Lebendigem. Wie der Biologe Jaques Monod feststellt, sind diese Vorgänge ein kaum durchschautes Wechselspiel von Zufall und Notwendigkeit. Notwendig sind die biophysikalischen Rahmenbedingungen dieser Prozesse, eine Sache des Zufalls das Auf-

treten von biochemischen Konstellationen, in denen lebendige Zellen entstehen. Leben – ein Zufall? Das wäre die letzte große Kränkung, die der Gang der Wissenschaften von Galilei zu Darwin und schließlich zu Freud führt. Die Erde ist nicht das Zentrum des Kosmos, Homo Sapiens nur eine Unterspezies im Reich biologischer Arten, des menschliche Bewusstsein ein Spielball des Unbewussten, und nun: Das Leben ist nichts als ein Zufall.

Zufall? Nicht jeder Zufall ist bloß eine statistische Größe. Es gibt Zufälle, die zur Entstehung von etwas führen, das ebenso gut hätte nicht entstehen können. Aus einer "Verdichtung" molekularer Strukturen entsteht eine stabile Einheit, die Vorform einer lebensfähigen Zelle – sie hätte aber ebenso gut *nicht* entstanden sein können. Ihre Entstehung ist aus ihrer Perspektive zwar ein Zufall, aber einer mit realen Konsequenzen, nämlich, dass es diese lebende Zelle jetzt gibt, obwohl sie ebenso gut nicht existieren könnte. Sie ist existent, und sie verdankt ihre Existenz einem Zufall.

## II Ankommen

Auf einer weit fortgeschrittenen Stufe solcher evolutionärer Kontingenzen ergibt sich schließlich, dass die letzte Spezies auf der Stufenleiter hin zum "Sapiens sapiens" ein neues Potential des Anfangens in einen neuen Sinn erwirbt, nämlich in dem Sinne, in dem Hannah Arendt von "Anfangen können" spricht – wenn wir zu sprechen beginnen, uns die Welt der Dinge anzueignen und schließlich zu handeln und bewusst zu entscheiden.

Doch schon bevor wir sprechen können, handeln und urteilen, haben wir die ersten Bilder von vertrauten Gesichtern, die ersten Bilder von den Gegenständen um uns. Erste Bedürfnisse, Ängste und Wünsche sind der Stoff, in die unsere Bewegungen, in unser Greifen und Kriechen hinein verwoben sind.

Wir sind von Anfang an eingetaucht in ein Gewebe von Worten und Sätzen, die später unseren Wahrnehmungen und Erfahrungen Gestalt geben. Wir sind ganz dabei mit unseren Wünschen und unserem Bedürfnis zu leben, zu tun, was wir tun können, bald auch, was andere von uns erwarten, was wir tun sollen, ja vielleicht tun müssen. Das Bedeutungsgewebe, das uns umgibt, trägt uns, gibt uns Ordnung vor und schützt uns von dem Meer von Kontingenzen und Unsicherheiten, das uns umgibt.

Wenn alles gut geht, leben wir in der ersten Phase des Lebens in einem Raum der Sicherheit, der Stabilität, der Wärme und der Solidarität. Eine andere Welt beginnt sich zu öffnen, wenn wir auf eigenen Beinen den Raum um uns erkunden, auch den Raum draußen. Im Garten, auf der Straße, in Räumen, die uns bisher verschlossen waren. Neben dem Mikroraum der primären Beziehungen, vor allem dem Raum der Mutter, tritt der Mesoraum als die soziale Welt der Beziehungen zu anderen jungen Menschen, die alle in der Schule als erste Institution der Ausbildung kennen lernen, viel später der Raum der Arbeitsbeziehungen in verschiedenen Bereichen der Gesellschaft, und schließlich kommen wir in Kontakt mit dem Makroraum der politischen Institutionen und Handlungsräume, die nicht mehr über direkte Beziehungen, sondern über die abstrakten Strukturen gesellschaftlich definierter Entscheidungsräume geregelt sind.

Am Anfang wachsen und gedeihen wir wie Pflanzen, die genährt und gehegt werden, auf je verschiedene Weise. Wenn wir gut genährt sind, regen sich unsere Wünsche, die Welt um uns kennen zu lernen, sie in Besitz zu nehmen, unsere Wünsche treiben uns voran. Wenn wir gut genährt sind und wir Energie und Tatkraft entwickeln, regen sich unsere Wünsche, die Welt um uns kennen zu lernen, sie in Besitz zu nehmen, unsere Bedürfnisse und Wünsche treiben uns voran, der Welt draußen gewachsen zu sein, sie zu nutzen und zu genießen. Wir bewegen uns durch diese Welt auf den Wegen, die wir vorfinden, durch das Dorf oder die Stadt, in dem oder der wir leben, wir werden mobil, durch die Verkehrsmittel, die uns ermöglichen, an die Orte zu gelangen, wo wir alltäglich wohnen, arbeiten, mit anderen Menschen kommunizieren. All das ist eine intensive Phase des Lernens, des Erkundens neuer Wege, neuer Plätze, neuer Umgebungen, neuer Dinge, neuer Beziehungen außerhalb des Raums primärer Beziehungen. Gut zwei Jahrzehnte unsers frühen Lebens stehen im Zeichen des Erwerbs von Fertigkeiten, Techniken, Kompetenzen für das weitere Leben, das uns auf verschiedenen Bahnen in vielfältige Bereiche tätigen Lebens bringt.

## III Ins Offene wachsen

Wir beginnen, selbständig zu werden, wenn wir anfangen, selbst zu entscheiden, wo und wie wir uns in die sich nun öffnende Welt einfügen wollen: Wir beginnen im eigentlichen Sinn des Wortes unser Leben "zu führen".

"Wachsen ins Offene" – was heißt das konkret? Es ist nicht ein Wachsen an Körpergröße, sondern wachsen in anderen wichtigen Dimensionen unseres Daseins, ein Wachsen der Reichweite unserer Aktivitäten, durch die Vermehrung der Dinge und anderer Werte, die uns wichtig sind. Wir akkumulieren Güter, Wissen, Beziehungen. Wir nutzen Beziehungen, um uns zu spezialisieren, um teilzunehmen an den gesellschaftlich vorgegebene Formen und Arbeitsteilung. Wir treten ein in Organisationen und ihre Geschichten von Herrschaft und Kontrolle. Oft ohne es zu bemerken. Wir bauen diese Welt mit auf, durch unsere Aktivitäten und Vorhaben. Es ist eine Welt voll Widersprüche, der Konflikte. Jeder versucht, sich über die Grenzen seiner Welt hinwegzusetzen; wir sehen andere meist nur als Hindernisse auf unserem Weg zum Weiterwachsen.

Wir geraten in den Sog der Eigendynamik der Beziehungsgefüge der modernen Welt, die Welt der Politik und Ökonomie, in die Dynamiken des Herstellens, der Akkumulation von Gütern. Hier, in diesen Räumen, dominiert das Sterben nach Profit, nach Kontrolle und Wachstum, gemäß den die neuere Geschichte unserer Zivilisation kennzeichnenden und führenden Leitwerten: Fortschritt, Vernunft, Rationalisierung. Eine Erfolgsgeschichte. Wirklich eine Erfolgsgeschichte?

## Woher kommen diese Dynamiken?

Dieses Woher lässt sich nur durch den Hinweis auf historisch Gewordenes erklären. Es lässt sich bestenfalls ermitteln, aus welchen Konstellationen historischer Ereignisläufe sie hervorgegangen sind. Es ist also nach den Anfängen unserer Zivilisation zu fragen. Wir schreiben die Geschichte unserer Zivilisation als Erfolgsgeschichte – in Begriffen des

"immer mehr von allem", mehr materielle Güter, mehr Effizienz in ihren Abläufen, mehr Wohlstand, mehr Komfort. Einer der Anlässe zu ihrer Entstehung muss der Verlust stabiler Ordnungsvorstellungen im ausgehenden Mittelalter gewesen sein, der mit dem Schwinden der universalen Geltungskraft transzendent verankerter religiöser Weltvorstellungen einherging. Diesen Vorgang beschreibt Hans Blumenberg in eindrücklicher Weise. Der Gott des theologischen Absolutismus – allmächtig, allwissend und unerkennbar – zog sich mehr und mehr aus der Welt zurück und überließ die menschliche Kreatur sich selbst, die sich nicht mehr in einer geschlossenen Welt der göttlichen Schöpfung vorfand, sondern einem unendlichen Universum. Der Entstehung der großen Dynamik der Moderne entstand auf dem ungesicherten Boden der ersten epochalen Erfahrung von Kontingenz. Das neu entstehende starke Selbstbild des Individuums der Renaissance formierte sich auf dem Hintergrund der *Sicht einer offenen Welt*. Doch diese Offenheit bedeutete zweierlei: Einmal das Bewusstsein einer neuen Freiheit des selbstbewussten Akteurs neuer Unternehmungen der Welteroberung, der Entdeckungen und der Erfindungen, es bedeutete aber auch Ungewissheit und Ungesicherheit angesichts der Offenheit der Zukunft. Die neu entstehende zivilisatorische Ordnung war so eine Form der Bewältigung von Kontingenz. Besser sollte man sagen: Der Verdrängung und Verleugnung von Kontingenz. Was alles wurde verdrängt? Das Wissen um die Gebundenheit des Lebens an seine Grenzen in Raum und Zeit, zuletzt der Grenzen leiblich-körperlicher Existenz, das Wissen um die Bezogenheit auf die Natur und schließlich auf andere Menschen. Spätestens an dieser Stelle muss gesagt werden, dass die effektivste Form der Leugnung von Kontingenz der westlichen Zivilisation die vollständige Verleugnung der Existenz von Frauen war und noch immer ist.

Die großen Gesellschaftstheorien sind auf dem Boden der Moderne entstanden, der die Zunahme an Geordnetheit als immanentes Gesetz menschlicher Entwicklung fest schrieb. Aber diese Geordnetheit ist nicht irgendwie entstanden, sondern das Ergebnis menschlicher Pläne, menschlicher Aktivitäten und Gewohnheiten. Welche Formen des Handelns, welche Praktiken und Routinen haben sich durchgesetzt? Die Antwort liegt nahe: Der Fortschritt der Zivilisation, so sind wir überzeugt, verdankt sich der zunehmenden strategischen und planenden Kontrolle der Natur und der Menschen, und bekanntlich haben Technik und Wissenschaft dazu wesentlich beigetragen. Aber warum haben sich gerade Strategie, Kontrolle und Technik als Handlungsprinzipien durchgesetzt? Strategien, die mittlerweile unseren Lebensraum bedrohen. Nun die wichtige Botschaft: Es ist nicht so, dass sie "von allem Anfang an" Richtlinien menschlicher Tätigkeit waren.

Um das zu sehen, muss man historisch ganz an den Anfang der Geschichte der Menschheit zurückgehen. Da zeigt sich, dass die ersten menschlichen Kulturen im europäischen Raum (bis in die mittlere Steinzeit) bäuerliche Kulturen waren, die mit den Zyklen der Vegetation eng verbunden und rituell bezogen waren auf den Austausch mit der Natur. Vor allem waren es matrizenrische Kulturen, die durch archäologische Funde durch Göttinnengestalten, weibliche Symbole reichlich belegt sind. Es waren egalitäre Kulturen,

in denen Frauen eine wichtige Rolle spielten. Ebenso gut historisch belegt ist für den zentral-europäischen Raum, dass gegen Ende des vierten Jahrtausends vor Christus berittene kriegerische Nomadenstämme aus dem Gebiet östlich der Ukraine in Zentraleuropa einbrachen und die friedliche Bauernkultur des steinzeitlichen Europa weitgehend zerstörten und unterwarfen. An ihrer Stelle entstand eine Kultur der Krieger und Kriege, die erste patriarchale Herrschaftsform. Das ist auch die Kultur der Antike, die uns als Wiege der Zivilisation gilt – einer Zivilisation, in der der Anteil der Frauen am Leben und der Kultur aus der Philosophie, aus den Wissenschaften, mit anderen Worten: aus der Wahrnehmung der gesamten Zivilisation verschwunden war.

Das bedeutet: Die Versessenheit auf Strategie, Kontrolle und Technik ist das Merkmal einer von Männern unter Ausschluss von Frauen geschaffenen Kultur, ebenso das Bestreben, Kontrolle auszuüben und Kontingenz nicht zuzulassen. Wie diese Dinge zusammenhängen: männlicher Lebensstil als Kontrolle und Strategie, weiblicher Lebensstil als Raum für Kontingenz und Spiel – das bedürfte einer ausführlichen Diskussion. Aber nicht von ungefähr wird der Kunst eine gewisse Nähe zum Weiblichen nachgesagt.

#### IV An Grenzen stoßen

Am Ende der Moderne hat sich in vielen Punkten gezeigt, dass die Entwicklung der Technik, der Wissenschaften, gefeiert als die Zeichen des Fortschritts, destruktive Konsequenzen hat: Politische, ökonomische, ökologische Folgen, die nicht mehr fortschrittlich, sondern destruktiv, ja lebensbedrohend sind. Darin zeigen sich die moralischen Konsequenzen des ungebremsten Wachstums, der Steigerung von Effizienz, die sich über die Bedürfnisse von Millionen hinwegsetzen und die Kluft zwischen den Reichen und Mächtigen und der besitzlosen Mehrheit der Weltbevölkerung verewigen.

Es gibt aber noch andere, harte und unerbittlich gesetzte Grenzen des Wachstums ins Offene. Es sind die Grenzen des planetarischen Lebensraums, der durch den menschengemachten Kollaps des Klimasystems bedroht ist, dessen Konsequenzen nicht abzusehen sind, und es sind letztlich die Grenzen, die der menschlichen Existenz durch ihre Gebundenheit an einen verletzbaren und sterblichen Körper gesetzt sind. Das sind die großen Kontingenzen, denen jedes menschliche Leben ausgesetzt ist.

Blickt man zurück auf die Phasen des Lebens und der Geschichte, so sind sie alle geprägt durch Signaturen der Kontingenz: Der Anfang in kontingenten Zyklen der Evolution, das Ankommen in vorgefundenen sozialen Netzen, die bewussten Schritte ins Offene, Neue, Grenzenlose. Was sich geändert hat, ist die Fähigkeit, Kontingenzen wahrzunehmen, auf sie zu reagieren, ihnen vorzusorgen, sie zu vermeiden, zu verleugnen.

#### Kultur der Kontingenz

Eine *Kultur* der Kontingenz bedeutet mehr als das Wissen um die Kontingenz allen Handelns und Wissens. Sie müsste neue Utopien und Lebensprogramme hervorbringen, die ein kreatives und produktives Umgehen mit Kontingenz in die Wege leiten. Das setzt

voraus, dass Kontingenzen, die die menschliche Existenz bestimmen, konkret benannt werden und dass man sich ihnen konkret aussetzt. Erst dann können produktive Ideen einer Kultur der Kontingenz entstehen – eine Kultur des Spiels mit Kontingenzen.

Eine der elementarsten Erfahrungen von Kontingenz ist die Erfahrung von Grenzen, die dem menschlichen Leben in seiner Materialität gesetzt sind, die Grenzen des körperlichen Existierens. Das haben gerade die Entwicklungen in der Biowissenschaften und Biotechnologien bewusst gemacht, auch wenn ihre Ambitionen darauf gerichtet sind, Grenzen hinauszuschieben, vielleicht zu überwinden. Die Erfahrung des Behindertseins, die ich seit etwa dreißig Jahren mache, ist im Gegensatz dazu eine Erfahrung der Unverfügbarkeit und der Unaufhebbaren physischer Grenzen. Sie kann deshalb als Paradigma einer Kultur der Kontingenz genannt werden. Ausgehend von den konkreten Beschränkungen, die eine körperliche Beeinträchtigung bedeutet, kann man Schritt für Schritt die Kontingenzen aller menschlichen Lebenslagen gewahr werden. Was aber entscheidend ist. Hier wird klar, dass Kontingenz nicht nur die Beschränkung von Möglichkeiten ist, sondern eine Fülle neuer Möglichkeiten eröffnet. Zum Beispiel: *Dancability*. *Dancability* nennen eine Gruppe behinderter Künstlerinnen ihre tänzerischen Kreationen mit ihren sichtbar beeinträchtigten Körpern auf der Bühne und im öffentlichen Raum – Kunst als produktiver Umgang mit Grenzen. Ich habe mich im Netz als Kunstgeherin geoutet, mit einer ironischen Pointe: Ich stelle mich als *Kunstgeherin* dar, weil es für mich wirklich eine *Kunst* ist, zu gehen.

Die praktische Devise, die eine Kultur der Kontingenz leiten muss, ist der Gedanke der Nachhaltigkeit. Die Erfahrung von Kontingenz ist die Erfahrung von Grenzen, die die Bedingungen unseres Lebens setzen. Wie kann man zum Beispiel angesichts der Grenzen der Verfügbarkeit von Ressourcen aller Art Strategien finden, die einen kreativen und lebenserhaltenden Umgang mit dem Verfügbaren ermöglichen?

Dazu muss erst klar gesagt werden, was es zu erhalten gilt. Nicht die Menschheit an sich, nicht Wahrheit, Fortschritt, Erkenntnis, sondern Leben, schlicht und einfach Leben. Es geht zuerst einmal darum, dem Lebendigen mit mehr Respekt zu begegnen, als es in den gegenwärtigen Unternehmungen, es zu kontrollieren und zu beherrschen, der Fall ist. Es geht also vor allem darum, bestimmte Prinzipien des philosophischen Denkens aufzugeben, zum Beispiel Kants berühmtes Prinzip: "Das: *Ich denke* muss alle meine Vorstellungen begleiten können". Nein, es ist nicht das Denken, das meine Existenz begründet, sondern der Umstand, *dass ich lebe*.

Heute ist es uns schon längst bewusst geworden, dass unser Leben in vieler Hinsicht bedroht ist. Und wir wissen, dass es das kreatürliche Lebendige ist, das uns leben lässt. So geht es letztlich nicht darum, das Lebendige als Wert an sich zu würdigen, sondern zu verstehen, dass seine Zerstörung die Eliminierung unserer eigenen Existenzgrundlage wäre. Leben zu erhalten ist deshalb ein Gebot und ein Erfordernis der Selbsterhaltung – der Selbsterhaltung körperlich-leiblicher Existenz. Der oberste Wert, den zu schützen und zu verteidigen es gilt, ist die Erhaltung unseres Lebens. Es ist ein Wert, der

sich nicht aus Gesetzen oder Maximen ableiten lässt, sondern ihnen vielmehr von Anfang an zu Grunde liegt.

Um diesen Wert geht es nicht nur in der moralischen Begrenzung von Technologien des Körpers und des Geistes, sondern in allem, was wir tun. Dazu einige Gedanken des Theaterregisseurs Peter Sellars aus seiner Vorlesung über Ethik und Kultur der Ernährung an einer Universität in Berkeley.

### Everyone can be an artist

Das Thema von Peter Sellars Vorlesung ist eine Non-Cash-Economy. Was meint Sellars damit? Wie ich ihn verstehe, ist eine Non-Cash-Economy eine Ökonomie, die ausgerichtet ist an Bedürfnissen des Lebens, und zwar des Lebens aller Menschen, aber auch von Tieren und Pflanzen. Und nicht an Profit. Gesucht ist aber nicht nur eine Form der Ökonomie, sondern wir selbst. Welcher Teil von uns käuflich ist und welcher nicht, daran wird offenbar, wer wir wirklich sind, wenn wir nach freien Wünschen handeln, das tun, worum es wirklich geht: wenn wir auf unsere Anderen hin Gutes wirken, denn gerade damit realisieren wir uns selbst, und zugleich ein gedeihliches Verhältnis zur Welt und den Anderen – wenn wir dem Anderen geben, was er für sein Leben braucht.

Heute leben wir in einer Welt, in der wir nicht nach unseren Wünschen leben können – wir brauchen eine andere Welt. Sellars Aufforderung an uns:

1. Stell dir eine ganz andere Welt vor
2. Versuche, sie zu realisieren
3. Lebe in dieser Welt

Um diesem Appell zu folgen, braucht es die Fähigkeit, erfinderisch mit den Kontingenzen der Alltagswelt umzugehen. Wir fragen also: Was könnte anders sein, wie könnte man mit den Bildern vom Anderen produktiv umgehen? Wie kann man solche Bilder und Ideen umsetzen, um neue Handlungsräume zu schaffen? Kontingenz sollte uns dabei nicht verunsichern, nein, sie sollte uns Impulse für neue Praktiken, Umgangsweisen mit der Welt geben.

Unsere Energie ist festgefahren durch unsere Gewohnheiten. Und diese müssen transformiert werden, um das Ziel von mehr Gerechtigkeit zu realisieren. Was wir gewohnheitsmäßig tun, tun wir unbewusst. Wir müssen, wenn wir ein Ziel haben, alles bewusst tun, bewusst den anderen anerkennen und unserer eigenen Situation gewahr sein.

Am Beispiel Essen: Schmecken wir, was wir essen? Die Art und Weise, wie wir unbewusst essen, ist irrational. Wir brauchen eine bewusste Entscheidung dafür, was wir essen. Wie wir uns ernähren, ist entscheidend dafür, wie wir leben. Gute Ernährung ist gutes Leben. Denn Leben ist körperliches Leben, und gute Ernährung ist gutes körperliches Leben. Der Akt der Ernährung ist zugleich ein Akt des Teilens. Wo sind die Tische, wo wir gemeinsam essen und leben?

Eine gute Qualität des Essens lässt unseren Geist wachsen, das Wasser hebt unsere Lebensgeister, und Licht lässt unsere Sprache wachsen.

Essen und Nahrung sind Kultur: Identität, Geist, Gesellschaft, Liebe und Gerechtigkeit gehen alle durch den Magen.

Ohne Bewusstsein produziertes Essen schädigt den Geist, erzeugt ein schlechtes Karma. Heutzutage isst man nur in Quantitäten. Das zeigen die Mengenangaben in Rezeptbüchern! Wir geben unser ganzes Glaubenssystem in unsere Körper. Wir liefern sie den Triebkräften der Konsumkultur aus. Sellars fordert eine neue Kultur des Essens und des Lebens. Vor allem: Wir müssen einen Esstisch bereiten, der für alle Nahrung bietet, auch für die, die wir am meisten hassen. Das ist radikales und kreatives Teilen. Ganz wie Luce Irigaray es zeichnet in ihrem Buch mit dem Titel: *Welt teilen*. Im einfachsten Akt des Teilens und Gebens ist eine spirituelle Geste wirksam, eine Geste, die sich an den anderen wendet. Die Ernährung ist der Geist des Lebens, die Quelle, aus der alle Dinge geboren werden. Wir müssen die Menschen ernähren mit neuen Gedanken über Essen und Leben.

### **Kreativität des Lebens im Spiel der Kontingenzen**

Hier, in dieser Vorlesung von Peter Sellars, geht es nicht nur um Grenzen, sondern zugleich um die Entdeckung von Freiheiten und Kontingenzen im Alltag des Lebens. Diese Entdeckungen sind ein Raum für Spielerisches, ja für Kunst. Aber es ist nicht nur Lust an der Bricolage, die sich da Raum schafft, sondern auch die Lust daran, die Dinge der Welt zu ändern, zu transformieren, neu zu machen. Lust auf Kontingenz. Und Lust auf Politik.